

Ein Feiertag, so still wie die Totenruhe

GEDENKTAG Kann man der toten Soldaten gedenken, wenn die Sache, für die sie kämpften, diskreditiert ist? Ist es zynisch, am gleichen Tag an die Opfer zu erinnern? Und wie gehen wir mit den gefallenen Bundeswehr-Soldaten um? Ein Schwerpunkt zum Volkstrauertag › SEITE 44, 45



Das Ehrenmal im Kieler Vorort Laboe wurde 1929 als Heldengedenkstätte der Marine gebaut Foto: AP

VON FRIEDERIKE GRÄFF

Am Sonntag ist Volkstrauertag, der Tag, an dem man der Toten von Krieg und Gewaltherrschaft gedenkt. Es wird wie jedes Jahr eine Gedenkstunde im Bundestag geben, die ARD überträgt sie live. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) hat eine Handreichung herausgegeben für alle jene, die eine Rede halten müssen. Der Volkstrauertag ist ein stiller Feiertag, was bedeutet, dass das Volk nicht alles tun darf, was sonst erlaubt ist, zum Beispiel tanzen. Man könnte sagen, dass es auch sonst still ist um diesen Tag, dass er für die meisten so unbedeutend ist, dass man nicht dagegen protestiert, und da er auf einen Sonntag fällt, gefährdet er auch nicht die Wirtschaftskraft. Man muss ein bisschen graben, um Zweifler zu finden, Menschen, die finden, dass dieses Gedenken Gefahr läuft, ein leeres Ritual zu werden. Menschen, die finden, dass dann der Faltschen gedacht wird.

Harald Schmid von der Bürgerstiftung schleswig-holsteinische Ge-

denkstätten, das Erinnern ist sozusagen sein Beruf. Sogar wenn er im Urlaub ist, besucht er die Gedenksteine und -tafeln in kleinen Dörfern, er nennt sie die „Kapillaren“ des Erinnerns. Dann sieht er sich an, ob die Leute einen Unterschied machen zwischen den toten Soldaten des ersten und des zweiten Weltkriegs. Ob sie Abschied nahmen vom heroischen Heldengedenken oder ob sie auf die alte Tafel von 1918 einfach die Namen der neuen Toten dazuschrieben.

„Erinnerung ist nur begrenzt eine Folge der Vergangenheit“, sagt Harald Schmid, und das ist es, was sie interessant und umkämpft macht. In der jungen Bundesrepublik habe man lange versucht, die Wehrmachtssoldaten als die Unschuldigen von den SS- und SA-Verbänden abzuheben, erst mit der Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung, die erstmals 1995 gezeigt wurde, habe man sich davon verabschieden müssen. Und bis in die 70er-Jahre war das offizielle Gedenken am Volkstrauertag ein staatsnahes Krieger- und Heldengedenken: Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) habe vor allem der Kriegstoten gedacht und, wenn überhaupt, in zweiter Linie der Opfer des nationalsozialistischen Regimes: der Juden, Sinti und Roma, der Homosexuellen. Heute, sagt Harald Schmid, gebe es einen Konsens vom

Verein der Verfolgten des Naziregimes (VVN) bis zum Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK), dass nur eine umfassende Erinnerung angemessen sein könne.

Es ist ein Konsens, auf den man lange gewartet hat, und nun, sagt Schmid, wisse man nicht, wohin er führe. Er würde gern Unruhe in den Volkstrauertag bringen – wohl wissend, dass Rituale träge sind –, etwa in jedem Jahr an zwei Tagen im Wechsel an unterschiedliche Opfergruppen erinnern, etwa an diejenigen, die ins Exil gegangen sind.

„Die Arbeit des VDK ist inzwischen sehr glaubwürdig“, Harald Schmid sagt das fast widerstrebend, und wenn man in der Geschäftsstelle anruft und nach der Falle leerer Rituale fragt, rennt man offene Türen ein. „Die Kritik an leeren Ritualen ist berechtigt“, sagt der Pressesprecher, Fritz Kirchmeier, „es gibt da eine gewisse Unbeholfenheit.“ Aber die Beteiligten wüssten eben oft nicht, was tun, wenn nicht: Rede halten, Lied für den Toten Kameraden singen und einen Kranz ablegen. „Es fehlt nicht an Experimenten“, sagt der Sprecher: Schüler, die Diskussionen veranstalteten, Pfarrer, die nach Neuem suchten, aber das setzte sich nicht durch.

(Fortsetzung Seite 44)

(Fortsetzung von SEITE 41)

Es gibt andere, die sind viel radikaler in ihren Forderungen. Die gar nicht öffentlich an alle getöteten Soldaten erinnern wollen. Sondern nur an die, die ein Beispiel gegeben haben. René Senenko etwa, der in Hamburg für ein Deserteursdenkmal kämpft. Der sich nicht damit zufrieden geben will, dass eines am sogenannten Kriegsklotz am Hamburger Dammtor aufgestellt wird. Nein, der Kriegsklotz selbst, ein Denkmal für das Hamburger Infanterie-Regiment Nr. 76 mit der Inschrift „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen“, soll umgestaltet werden.

René Senenko arbeitet ehrenamtlich in der Willi-Bredel-Gesellschaft mit, in einer kleinen Baracke voller Bücher. Die Bredel-Gesellschaft will die Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung und zum antifaschistischen Widerstand fördern, und vielleicht lässt sich so fassen, was Senenko umtreibt: eine Geschichtsschreibung, die nicht immer die alten Machtverhältnisse fortführt. Eine, die Unterschiede macht.

Etwa auf dem Ohlsdorfer Friedhof, nur ein paar Hundert Meter entfernt, bei der Kapelle 9, wo ein Gräberfeld mit einem weiteren Ehrenmal liegt mit der Aufschrift „Zum Gedenken an die im Weltkriege 1939–45 gefallenen Soldaten“. Aber unter den Gräbern mit den gleichen Kissensteinen, sagt Senenko, lägen

nicht nur Wehrmachtssoldaten, sondern auch Widerstandskämpfer und Juden und die verhungerten Kinder von Zwangsarbeiterinnen. Vermutlich, sagt Senenko, würden nur ein paar Flyer und eine Infotafel zur Erläuterung platziert, denn das Ehrenmal stehe unter Denkmalschutz. „Makaber“.

„Makaber“, sagt er, sei es doch, am Volkstrauertag um die toten Soldaten zu trauern, „immer dann, wenn es vorbei ist, statt etwas zu tun, um Krieg zu verhindern“. Aber als er am Volkstrauertag vor dem Hamburger Michel einen Infotisch zum Deserteursdenkmal aufbauen wollte, hat man ihm das verweigert. In einer



Umstrittenes Gedenken: Das U-Boot-Ehrenmal in Möltenort bei Kiel stammt von 1930 und soll an die gefallenen Soldaten der deutschen U-Boot-Einheiten „sowie alle Opfer des U-Boot-Krieges“ erinnern. Das Kriegerdenkmal in Hamburg-Dammtor ist den Soldaten des preußischen Infanterie-Regiments Nr. 76 gewidmet und stammt von 1936, die Briten wollten es nach dem Krieg sprengen

Fotos: Imago

Stadt, die über 150 Kriegerdenkmale hat und ein Viertel, das „Generalsviertel“ heißt, aber noch immer keine Straßen, die an die Frauen erinnern, die in Hamburg 1918 das Ende des Krieges gefordert haben. In einer Stadt, in der nur Teile der Hindenburg-Straße umbenannt wurden, weil in den anderen einflussreiche

Anlieger dagegen waren, so sagt zumindest Senenko.

Muss man Geschichte, genauer ihre Überreste, aushalten können? Mit dem Argument kann Senenko nichts anfangen. „Warum dann keinen Hitler-Platz?“, fragt er zurück. „Wenn wir alles kritiklos übernehmen wollten, wo bleibt dann der Lerneffekt?“

Senenkos Maßstäbe an das Erinnern sind streng, es soll pädagogisch wertvoll sein. Er will an die erinnern, die richtig gehandelt haben, die Deserteure etwa. An die anderen, die vielen, die mitgemacht haben, so findet er, kann man privat denken. Denn es stimme nicht, was an der Barlachstele auf dem Rathausmarkt steht, dass 40.000 Söhne dieser Stadt ihr Leben für uns gelassen hätten. Er hat recht und dennoch fröstelt man kurz.

Es ist viel vom Generationswechsel die Rede, wenn man mit den Erinnerungs-Beauftragten spricht. Harald Schmid spricht von einem „tief greifenden Wechsel der Erinnerungskultur“, und Fritz Kirchmeier vom VDK sagt, dass bei den 30.000 Anfragen, die sie jährlich erreichten, eine neue Tonart aufgetaucht ist: nüchterner. Die Enkel, so sagt er, hätten nicht länger Angst, dass lange unter die Decke Gekehrtes über ihre Großväter zu Tage käme. Es ist so banal wie bedeutsam: Die Enkel richten anders als die Söhne und die wiederum anders als die Akteure selbst.

Als Pastor Ulrich Hentschel seine Pfarrstelle an St. Johannis in Altona antrat, konnte er sich

nicht mit dem Kriegerdenkmal auf dem Vorplatz abfinden. 1925 war dort eine acht Meter hohe Stele aufgestellt worden mit der Inschrift „Den Gefallenen zum dankbaren Gedächtnis, den Lebenden zur Mahnung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung“. Hentschel wollte nicht in der Kirche zum Frieden aufrufen und draußen zum Militarismus. Und: Er will, dass die Soldaten als Opfer und als Täter wahrgenommen werden. „Erst sind sie das eine und dann das andere“, sagt er. Vor die Stele hat die Kirchengemeinde Bilder von Opfern des Krieges stellen lassen.

Hentschel ist so allergisch wie Senenko gegenüber dem, was sie Lebenslügen nennen, dem Verschweigen der eigenen Schuld. Er findet, dass man nicht an einem Tag sowohl der getöteten Soldaten als auch der Verfolgten der Nazis gedenken kann. Wohl aber, dass man an diesem Tag fragen kann – und muss –, wofür und weshalb heute Bundeswehrsoldaten sterben.

Inzwischen ist Ulrich Hentschel Studienleiter der Evangelischen Akademie der Nordkirche für Erinnerungskultur. Im Oktober hat er eine Tagung organisiert zum Thema Soldatengedenken, „Zwischen Ehrenmal und Friedensbotschaft“ hieß sie. Hätte sie geheißsen, denn weil sich zu wenig Interessenten fanden, hat er sie verschoben. „Wenn es aktuell hochkocht, melden sich viele“, sagt er. „Aber nicht, wenn es um ein tieferes Nachdenken geht.“

„Zu sterben ist keiner bereit“

PROTOKOLL GERNOT KNÖDLER

Ich bin seit 15 Jahren bei dem Haufen. Damals bin ich gegen meinen Willen als Wehrpflichtiger eingestiegen. Ich war zuerst Polizist, habe auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur nachgeholt und bin dann zur Bundeswehr gezogen worden, weil mir ein Monat Polizeidienst fehlte. Ich versuchte zu verweigern, weil ich etwas ganz anderes vorhatte: Ich wollte studieren und entweder Lehrer oder Pastor werden. Beim Kreiswehrrersatzamt in Darmstadt war ein Oberstabsbootsmann, der guckt mich nur an und sagt: „Ey horch amol, Bu – wer war denn letztes Jahr Jungschützenkönig im Dorf?“ Das war ich. Der Oberstabsbootsmann kam aus dem Nachbardorf. Er sagt: „Merkste selbst?“ Dann hat er meine Verweigerung genommen und die einfach weggeworfen. „Pass mal auf“, sagt er, „ich schick dich zur Luftwaffe, das ist wie Kriegsdienstverweigerung.“ So bin ich am 1. Juli '97 in die Luftwaffenkaserne in Germersheim eingezogen worden. Dort hatte ich überhaupt das erste Mal Kontakt zu Soldaten.

Verantwortung

Der Unterschied zu anderen gefährlichen Berufen ist erst einmal, dass man eine andere Verantwortung hat, weil die Streitkräfte die Einzigen sind, die die ultima ratio anwenden dürfen, mit Gewalt das Leben eines Menschen im Auftrag einer Nation zu beenden. Das erfordert eine besondere Sensibilität. Ich muss mir darüber im Klaren sein, was ich da gegebenenfalls tun muss.

Das zweite ist die Entbehrung, die ich im Auslandseinsatz habe, und zwar nicht die, dass ich vielleicht keine Pizza bestellen kann.

SOLDAT SEIN Dem Major und SPD-Abgeordneten in Hamburg-Mitte Falko Droßmann ist Heldenpathos fremd. Er sieht die Arbeit der Bundeswehr als professionelles Instrument des deutschen Volkes und wünscht sich, dass die Öffentlichkeit die Einsätze intensiver diskutiert

Aber das Fehlen jeglicher eigener Umgebung, in die ich sozialisiert worden bin: meines Freundeskreises, meiner Infrastruktur, meiner Sprache. Wenn ich, sagen wir, in Mali, in Afghanistan oder in anderen Staaten oder Regionen bin, fehlt mir das alles. Ich bin in vielen Auslandseinsätzen komplett auf mich selbst zurückgeworfen – und das für vier bis sechs Monate.

Opferbereitschaft

Zu sterben ist keiner bereit. Man muss aber Aufträge ausführen, die sehr gefährlich sind. Eine Opferbereitschaft oder so etwas, die in der Vergangenheit in Deutschland hochgehalten wurde, gibt es glücklicherweise nicht mehr. Wenn es aber gilt, eingeschlossene Kameraden rauszuholen, geht es nicht um ein Opfer um des Opfers willen. Das würde jeder Soldat von uns tun. Das geht dem Feuerwehrmann, der in ein brennendes Haus klettert, weil da noch jemand drin ist, nicht anders.

Ich gehe heute nicht mehr in einen Auslandseinsatz mit dem blöden Spruch auf dem 76er-Denkmal – dem „Kriegsklotz“ – am Hamburger Dammtor: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen.“ So einen

Unfug gibt es heute nicht mehr.

Ich habe einen Eid geleistet, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“. Die Tapferkeit beinhaltet, dass ich meine Gesundheit und mein eigenes Leben einsetze, um diesen Auftrag zu erfüllen. Aber dafür bin ich gut ausgebildet, damit dieser Fall gar nicht eintritt.

Gegenleistung

Wir sind im Auftrag der Menschen in unserem Land unterwegs. Ich habe mal ein Projekt gemacht mit jungen Soldatinnen und Soldaten, das hieß: „Warum Soldaten?“ Wir wollten mal nicht den Politiker fragen und auch nicht das Militär selber, sondern unsere Auftraggeber: Eugen Pachtulke aus dem Kleingartenverein Horner Geest. Wir haben Hunderte Antworten bekommen. Man hat gemerkt, dass sich nicht viele Menschen damit beschäftigt haben. Viele Leute haben keinen Berührungspunkt mehr zum Militär. Was ich mir wünschen würde, ist eine größere Auseinandersetzung mit den Einsätzen der Streitkräfte und auch mit den Soldatinnen und Soldaten.

Volkstrauertag

Es ist gut, dass der Volkstrauertag durch eine Feierstunde im Bun-

destag die wic tutione denkt. litärpa. das jed ist nie glaube, gefund jeden gen, a chend. gesells

Denkmal

Es gibt fallene im Ber war da block g am lieh tagsge dem Re kussion diese I sein so wir au sind. U möglic

Den ter A nicht a breiter tungen Damit wuchs, man in die Ein richtet



Foto: Stefan Graef

Der Unterschied zu anderen gefährlichen Berufen ist, dass man eine andere Verantwortung hat, weil die Streitkräfte die Einzigen sind, die die ultima ratio anwenden dürfen, mit Gewalt das Leben eines Menschen zu beenden

st keiner bereit“

Aber das Fehlen jeglicher eigener Umgebung, in die ich sozialisiert worden bin: meines Freundeskreises, meiner Infrastruktur, meiner Sprache. Wenn ich, sagen wir, in Mali, in Afghanistan oder in anderen Staaten oder Regionen bin, fehlt mir das alles. Ich bin in vielen Auslandseinsätzen komplett auf mich selbst zurückgeworfen – und das für vier bis sechs Monate.

Opferbereitschaft

Zu sterben ist keiner bereit. Man muss aber Aufträge ausführen, die sehr gefährlich sind. Eine Opferbereitschaft oder so etwas, die in der Vergangenheit in Deutschland hochgehalten wurde, gibt es glücklicherweise nicht mehr. Wenn es aber gilt, eingeschlossene Kameraden rauszuholen, geht es nicht um ein Opfer um des Opfers willen. Das würde jeder Soldat von uns tun. Das geht dem Feuerwehrmann, der in ein brennendes Haus klettert, weil da noch jemand drin ist, nicht anders.

Ich gehe heute nicht mehr in einen Auslandseinsatz mit dem blöden Spruch auf dem 76er-Denkmal – dem „Kriegsklotz“ – am Hamburger Dammtor: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen“. So einen

Unfug gibt es heute nicht mehr. Ich habe einen Eid geleistet, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“. Die Tapferkeit beinhaltet, dass ich meine Gesundheit und mein eigenes Leben einsetze, um diesen Auftrag zu erfüllen. Aber dafür bin ich gut ausgebildet, damit dieser Fall gar nicht eintritt.

Gegenleistung

Wir sind im Auftrag der Menschen in unserem Land unterwegs. Ich habe mal ein Projekt gemacht mit jungen Soldatinnen und Soldaten, das hieß: „Warum Soldaten?“ Wir wollten mal nicht den Politiker fragen und auch nicht das Militär selber, sondern unsere Auftraggeber: Eugen Pachelke aus dem Kleingartenverein Horner Geest. Wir haben Hunderte Antworten bekommen. Man hat gemerkt, dass sich nicht viele Menschen damit beschäftigt haben. Viele Leute haben keinen Berührungspunkt mehr zum Militär. Was ich mir wünschen würde, ist eine größere Auseinandersetzung mit den Einsätzen der Streitkräfte und auch mit den Soldatinnen und Soldaten.

Volkstrauertag

Es ist gut, dass der Volkstrauertag durch eine Feierstunde im Bun-

destag begangen wird, weil dort die wichtigsten deutschen Institutionen in einem stillen Gedenktag, und nicht mit einer Militärparade, dem Leid gedenken, das jeder Krieg beinhaltet. Krieg ist nie eine großartige Sache. Ich glaube, dass wir einen guten Weg gefunden haben, dem Leid eines jeden Krieges Rechnung zu tragen, aber es ist nicht ausreichend. Es müsste eine breitere gesellschaftliche Debatte geben.

Denkmale

Es gibt ja das Denkmal für die gefallenen Bundeswehrsoldaten im Bendlerblock in Berlin. Ich war dagegen, dass es im Bendlerblock gebaut wird. Ich hätte es am liebsten neben dem Reichstagsgebäude gesehen. Neben dem Reichstag hätte es eine Diskussion ermöglicht. Und wenn diese Diskussion eine kritische sein sollte, ist es genau das, wofür wir auch im Auslandseinsatz sind. Um die Grundwerte zu ermöglichen.

Denkmale an sich sind ein guter Anknüpfungspunkt, aber nicht ausreichend. Wir brauchen breitere Diskussionsveranstaltungen, zum Beispiel in Schulen. Damit meine ich nicht Nachwuchsgewinnung, sondern dass man im Politikunterricht über die Einsätze der Bundeswehr berichtet und darüber diskutiert.

Desertion

Als SPD-Politiker in Hamburg-Mitte muss ich sagen, wir haben Denkmäler ohne Ende. Und jetzt kommt noch das Deserteursdenkmal. Wir haben einen Antrag für die Bezirksversammlung verfasst, in dem wir das ausdrücklich begrüßen. Ich habe viel mit den Initiatoren gesprochen, etwa dem Bund der Antifaschisten.

Ich habe heute als deutscher Soldat immer die Möglichkeit, den Kriegsdienst zu verweigern. Das ist ein Recht, das es in den anderen Armeen vorher nicht gab. Deshalb unterscheide ich persönlich bei den Deserteuren. Ich hätte kein Verständnis, wenn jemand in größter Not sagt: „Nö, jetzt will ich nicht, ich desertiere.“ Er kann immer rechtzeitig den Kriegsdienst verweigern.

Zeitzeugen

Die Denkmale vergangener Kriege sind Zeitzeugen. Deshalb müssen sie erhalten werden und zwar sowohl der Kriegsklotz als auch die Barlach-Säule am Rathausmarkt. Wenn jemand sagt, „der Kriegsklotz muss weg“, ist das ein wunderbarer Aufhänger, um eine Debatte zu führen und sich Sachen wie Krieg, Leid, Verantwortung, Trauer bewusst zu werden.

Eine damnatio memoriae – einen Teil unserer Geschichte zu streichen, die schlimmen Zeugnisse einfach abzureißen – finde ich falsch. Sie müssen in Bezug zu einem Kontext gesetzt werden – wie beim Kriegsklotz mit dem Hrdlicka-Gegendenkmal. Wenn man so etwas stehen lässt, muss es historisch eingeordnet werden. Die Diskussion halte ich für wichtig – woran ich sie festmache, ist mir egal.



Der Unterschied zu anderen gefährlichen Berufen ist, dass man eine andere Verantwortung hat, weil die Streitkräfte die einzigen sind, die die ultima ratio anwenden dürfen, das Leben eines Menschen zu beenden